



Leseprobe

Iain Banks
Welten
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 15,00 €



Seiten: 560

Erscheinungstermin: 03. Mai 2010

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Gibt es eine Welt jenseits der Welt?

Adrian Cubbish hat offenbar gerade eine Glückssträhne: Er steigt vom gerissenen Drogendealer zu einem der mächtigsten Finanzmanager der Welt auf. Doch als sich ihm seine Mittelsmänner offenbaren, kann er es kaum glauben. Denn es gibt neben unserer Realität noch eine Vielzahl weiterer Welten, die von einem mächtigen Konsortium überwacht werden. Ehe sich Adrian versieht, ist er in ein weitreichendes Komplott zwischen diesen Welten verstrickt – und nicht nur sein Leben, sondern unsere gesamte Realität steht auf dem Spiel ...



Autor

Iain Banks

Iain Banks wurde 1954 in Schottland geboren. Nach einem Englischstudium schlug er sich mit etlichen Gelegenheitsjobs durch, bis ihn sein 1984 veröffentlichter Roman *Die Wespenfabrik* als neue aufregende literarische Stimme bekannt machte. In den folgenden Jahren schrieb er zahlreiche weitere erfolgreiche Romane, darunter *Bedenke Phlebas*, *Exzession* und *Der Algebraist*. Er gilt als einer der bedeutendsten Vertreter der britischen Gegenwartsliteratur. Am 9. Juni 2013 starb Iain Banks im Alter von 59 Jahren.

Das Buch

Adrian Cubbish, der vom kleinkriminellen Drogendealer zu einem der mächtigsten Finanzmanager der Welt aufgestiegen ist, wird eines Tages mit einer unglaublichen und schockierenden Tatsache konfrontiert: unsere Welt ist nur eine von vielen parallel existierenden Realitäten, die von einem mächtigen Konsortium, genannt der »Konzern«, überwacht werden. Die Aufgabe des Konzerns ist es, präventiv in die verschiedenen Welten einzugreifen, um der Zukunft einer jeden Realität den bestmöglichen Verlauf zu garantieren. Doch die Mächtigen des Konsortiums selbst verfolgen finstere Pläne, und als ihr Machtmissbrauch bekannt wird, kommt es innerhalb der Organisation zu einer offenen Rebellion. Ehe Adrian es sich versieht, ist er in ein weitreichendes, alle Welten umspannendes Komplott verstrickt, das nicht nur sein Leben, sondern die Existenz des gesamten Universums bedroht ...

Monatelang auf den britischen Bestsellerlisten – der neue atemberaubende Roman von Kultautor Iain Banks.

Der Autor

Iain Banks wurde 1954 in Schottland geboren. Nach einem Englischstudium schlug er sich mit etlichen Gelegenheitsjobs herum, bis ihn sein 1984 veröffentlichter Roman »Die Wespenfabrik« als neue aufregende literarische Stimme bekannt machte. In den folgenden Jahren schrieb er zahllose weitere Romane, darunter »Bedenke Phlebas«, »Der Algebraist« und »Die Sphären«. Banks gilt heute als einer der bedeutendsten Vertreter der britischen Gegenwartsliteratur.

IAIN BANKS

WELTEN

ROMAN

AUS DEM ENGLISCHEN VON
FRIEDRICH MADER

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der englischen Originalausgabe:

TRANSITION



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-001940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

Deutsche Erstausgabe 06/2010

Redaktion: Tamara Rapp

Copyright © 2009 by Iain Banks

Copyright © 2010 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2010

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-52710-2

www.heyne-magische-bestseller.de

Für Alastair und Emily und zum Andenken an Bec

Dank an Adèle, Mic, Richard, Les, Gary und Zoe

... nach einer falschen Geschichte

PROLOG



Anscheinend bin ich das, was man einen unzuverlässigen Erzähler nennt, aber wer alles für bare Münze nimmt, was ihm vorgeschwatzt wird, hat es sowieso nicht anders verdient. Es ist wirklich erstaunlich, das kannst du mir glauben, und vollkommen beispiellos, dass du diese Worte überhaupt liest. Hast du schon mal einen Seismografen gesehen? Du weißt schon, so ein furchtbar zartes und empfindliches Gerät mit einem spinnenhaft langen Stift, der eine Linie auf eine bewegliche Papierrolle kritzelt, um Erderschütterungen aufzuzeichnen.

Stell dir so einen Apparat vor, der gerade eine ruhige Kugel schiebt und nichts Besonderes dokumentiert, der einfach mit einer gleichmäßigen schwarzen Linie nur Stille und Reglosigkeit zu deinen Füßen und überall sonst auf der Welt registriert, doch plötzlich rattert er los, in gestoßen scharfer Schrift, und das Papier darunter zuckt hin und her, um den fließenden kalligrafischen Wirbel zu erfassen. (Vielleicht schreibt er: »Anscheinend bin ich das, was man einen unzuverlässigen Erzähler nennt ...«.)

Ungefähr so unwahrscheinlich ist es, dass ich das hier schreibe und irgendjemand es liest.

Zeit, Ort. Notwendig wohl, wenn auch unzureichend unter den Umständen. Aber irgendwo und irgendwann müssen wir eben einsteigen, also fange ich mit Mrs. Mulverhill an und halte fest, dass ich ihr, nach deiner Zählung, zum ersten Mal kurz vor Anbruch jenes goldenen Zeitalters be-

gnet bin, das damals niemand als solches empfand; ich spreche von dem langen Jahrzehnt zwischen dem Fall der Mauer und dem Fall der Türme.

Wenn du es pedantisch genau nehmen willst, dauerte dieses im Rückblick so glückselige Dutzend Jahre von der kalten, fieberhaften Nacht des 9. November 1989 in Mitteleuropa bis zu dem klaren Morgen des 11. September 2001 an der Ostküste Amerikas. Das erste Ereignis stand symbolhaft für die Aufhebung der Bedrohung durch einen atomaren Holocaust, die fast vierzig Jahre lang als Damoklesschwert über der Menschheit geschwebt hatte, und beendete damit eine Zeit der Idiotie. Das zweite Ereignis läutete eine neue ein.

Der Fall der Mauer war nicht besonders spektakulär. Es war Nacht, und im Fernsehen sah man nur einen Pulk Berliner in Lederjacken, die sich auf Stahlbeton stürzten – zu meist mit Hämmern und ziemlich ineffektiv. Es gab keine Todesopfer. Viele Leute waren blau und high – und vermutlich landeten nicht wenige miteinander im Bett. Die Mauer selbst war kein imposantes Bauwerk, weder recht hoch noch übermäßig abschreckend; das eigentliche Hindernis war immer schon die nackte, sandige Todeszone dahinter mit Minen, Hundezwingern und Natodraht gewesen.

Die vertikale Barriere hatte als Abgrenzung von jeher eher Symbolcharakter besessen. Daher war es unerheblich, dass ihr die dort oben hockenden fröhlichen Vandalen in Ermangelung schweren Geräts nicht viel anhaben konnten; was zählte, war, dass sie überall auf diesem berüchtigten Symbol der Entzweiung herumturnten, ohne von Maschinengewehren niedergemäht zu werden. Aber als Ausdruck einer Aufbruchsstimmung und der Hoffnung auf einen Wandel zum Besseren konnte man wahrscheinlich

nicht mehr verlangen. Der Al-Kaida-Angriff auf die USA – da unter Berufung auf diesen Anschlag ein Land besetzt wurde, und noch dazu im Namen der Demokratie, sollten wir die Sache auch bei ihrem nationalistischen Namen nennen: der saudi-arabische Angriff auf die USA hätte keinen größeren Kontrast dazu abgeben können.

Zwischen diesen weitreichenden Einebnungen spannten sich die Jahre wie eine Hängematte, die die Zivilisation in einen glückseligen Schlummer der Unwissenheit wiegte.

Irgendwann in der Mitte dieser friedlichen Mulde kamen Mrs. M und ich einander abhanden. Ein letztes Mal trafen und trennten wir uns wieder kurz vor dem dritten Fall, dem Fall der Wall Street und der City, dem Fall der Banken und der Märkte, der am 15. September 2008 einsetzte.

Wohl die meisten Menschen begreifen solche Ereignisse als Lesezeichen im Buch ihres Lebens.

Dennoch scheint mir, dass solche Überschneidungen zwar durchaus nützlich sind, wenn es darum geht, eine persönliche Ära in unserer gemeinsamen Geschichte zu verankern, aber ansonsten keine Bedeutung haben. Während ich nach meinem eigenen kleinen Fall die ganze Zeit hier gelegen habe, bin ich zu der Auffassung gelangt, dass die Dinge ziemlich genau die Bedeutung haben, die wir ihnen zuschreiben. Wenn es uns in den Kram passt, entnehmen wir dem banalsten Zufall Sinn, zugleich jedoch ignorieren wir zufrieden selbst die auffälligste Symmetrie zwischen getrennten Aspekten unseres Lebens, falls sie ein vertrautes Vorurteil oder eine tröstlich bestärkende Überzeugung bedrohen. Gerade dort, wo die erhellendsten Einsichten warten, sind wir am blindesten. Das hat Mrs. Mulverhill gesagt, glaube ich. Möglicherweise war es auch Madame d’Ortolan – ich verwechsle die beiden manchmal.

Da ich nun ohnehin schon etwas vorgegriffen habe, wollen wir diese Wirkung gleich vollends auskosten, statt ihr einen Riegel vorzuschieben.

Denn bestimmt möchtest du schon jetzt am Anfang wissen, wie es mit meiner Rolle in dieser Geschichte ausgeht.

Dann will ich es dir erzählen.

Es endet folgendermaßen: Er kommt in mein Zimmer. Schwarz gekleidet und mit Handschuhen. Hier drinnen ist es dunkel, nur ein Nachtlicht brennt, aber er kann mich auf dem Krankenhausbett erkennen, leicht aufgestützt und durch ein oder zwei Schläuche und Kabel mit medizinischen Apparaten verbunden. Diesen schenkt er keine Beachtung. Der Pfleger, der jeden Alarm registrieren müsste, liegt gefesselt und geknebelt auf seiner Station, der Monitor vor ihm ist abgeschaltet. Der Mann schließt die Tür, und im Zimmer wird es noch dunkler. Leise tritt er heran, obwohl es nicht sehr wahrscheinlich ist, dass ich aufwache, da man mir ein leichtes Beruhigungsmittel verabreicht hat, damit ich gut schlafe. Er betrachtet mein Bett. Selbst bei dem schwachen Licht kann er ausmachen, dass mich die Decke eng umschlungen hält. Beruhigt greift er nach dem Reservekissen neben meinem Ohr und schiebt es mir – sachte zuerst – übers Gesicht, dann drückt er es rasch auf mich nieder, die Hände zu beiden Seiten meines Kopfs, und hält meine unter dem Bettzeug gefangenen Arme mit den Ellbogen fest. Fast sein ganzes Gewicht ruht auf seinem Oberkörper, und seine Füße heben sich vom Boden, bis er ihn nur noch mit den Schuhspitzen berührt.

Anfangs reagiere ich gar nicht. Als ich mich endlich bewege, lächelt er. Meine schwachen Anstrengungen, die Hände nach oben zu zerren und mich mit den Beinen frei-

zustrampeln, bleiben vergeblich. Eingehüllt in die Decke wäre es selbst einem kräftigen Mann kaum gelungen, sich von dieser erstickenden Last zu befreien. Mit einem letzten hoffnungslosen Aufbäumen versuche ich, einen Buckel zu machen. Mühelos übersteht er diese Aufwallung, und ich sinke zurück. Jede Gegenwehr erlischt.

Aber er ist nicht dumm; er rechnet damit, dass ich mich tot stellen könnte.

Also legt er sich eine Weile quer über mich, reglos wie ich, und wirft hin und wieder einen Blick auf die Uhr, die die vorübertickenden Sekunden anzeigt, um ganz sicher zu sein, dass ich erledigt bin.

Hoffentlich bist du jetzt zufrieden. Ein Ende, und schon so kurz nach dem Auftakt! Doch erst mal zurück zum Anfang, zu etwas, das gewissermaßen erst geschehen muss.

Es beginnt in einem Zug zwischen China und Tibet, der höchstgelegenen Eisenbahnlinie der Welt. Es beginnt mit einem Mann in einem billigen braunen Straßenanzug, der mit etwas unsicherem Gang von einem schwankenden Waggon in den nächsten wechselt. In einer Hand hält er eine kleine Sauerstoffflasche, in der anderen eine halb-automatische Handfeuerwaffe. Er tritt auf die beweglichen Metallplatten zwischen den Wagen, und neben ihm ächzt und biegt sich der Faltenbalg wie eine gigantische Version des gerippten Schlauchs, der den Sauerstoffzylinder mit der durchsichtigen Maske vor seiner Nase und seinem Mund verbindet. Er spürt sein nervöses Lächeln in der Maske.

Um ihn herum rattert und rüttelt der Zug schwerfällig auf und ab, hin und her und wirft ihn kurz gegen die ge-

wellten Wände der Manschette. Vielleicht eine Stelle, wo sich der Permafrost als nicht mehr ganz so permanent erweist – er hat von entsprechenden Problemen gehört. Er richtet sich auf, als der Zug wieder sein Gleichgewicht findet und seine Fahrt ruhig fortsetzt. Dann schiebt er sich die Sauerstoffflasche unter die Achsel, um mit der freien Hand die Krawatte zurechtzurücken.

Die Waffe ist eine mehrere Jahrzehnte alte K-54 der Volksarmee und liegt angenehm glatt in der Hand. Er hat noch nie damit geschossen, aber sie soll zuverlässig sein. Der Schalldämpfer wirkt plump, fast wie ein Eigenbau. Aber er muss reichen. Nachdem er sich die Hände an der Hose abgewischt hat, entsichert er die Pistole und streckt die Finger nach der Zahlentafel an der Tür zu dem Privatwaggon aus. Auf dem Anzeigefeld des Schlosses pulsiert langsam ein winziges rotes Licht.

Jetzt nähern sie sich dem höchsten Punkt der Strecke, dem Tanggula-Pass, der immer noch fast einen Tag von Lhasa entfernt ist. Hier oben, fünf Kilometer über dem Meeresspiegel, fühlt sich die Luft kühl und dünn an. Die meisten Leute werden auf ihren Plätzen bleiben, angeschlossen an die Sauerstoffversorgung des Zugs. Draußen furcht und wölbt sich seit einer Stunde die tibetische Hochebene – eine Sinfonie aus Grau, Beige und Braun mit Einsprengseln von frühsummerlichem Grün – zu Ausläufern, die die runzligen Wälle näher rückender Berge in der Ferne ankündigen.

Der Hauptschaffner hat viel Geld verlangt für den Freischaltcode. Sollte also funktionieren. Schnell tippt er ihn ein.

Das rote Pulsieren wird zu einem gleichmäßigen Grün. Unwillkürlich muss er schlucken.

Der Zug schaukelt; der Griff liegt kalt zwischen seinen Fingern.

Und es beginnt mit unserem jung klingenden, jung aussehenden und sich jung gebenden, aber letztlich doch schon etwas in die Jahre gekommenen Freund Mr. Adrian Cubbish, der an einem Londoner Morgen in seinem Zuhause in Mayfair erwacht – ach, sagen wir im Spätsommer 2007, der Ablauf ist an den meisten Tagen sowieso der gleiche. Er liegt in seiner Schlafzimmersuite, die den größten Teil des ehemaligen Speichers in dem Stadthaus einnimmt. Leichter Regen fällt auf die Doppelglasscheiben, die im Fünfundvierziggradwinkel zum hellgrauen Himmel zeigen.

Wenn Adrian ein Symbol hätte, müsste es ein Spiegel sein. Jeden Morgen, bevor er zur Arbeit geht, und manchmal auch an den Wochenenden, wenn er nicht arbeiten muss, nur so aus Spaß, wendet er sich an den Spiegel: »Der Markt ist Gott, es gibt keinen anderen Gott als den Markt.«

Dann holt er Luft und lächelt sein noch nicht ganz waches Gesicht an. Er wirkt frisch und fit, schlank und muskulös. Er hat gebräunte Haut, schwarzes Haar, graugüne Augen und einen breiten Mund, um den normalerweise ein wissendes Grinsen spielt. Adrian hat nur ein einziges Mal mit einer deutlich älteren Frau geschlafen; sie hat seinen Mund als »sinnlich« bezeichnet, was er nach kurzer Überlegung cool fand. Frauen in seinem Alter oder jünger nannten seinen Mund höchstens süß, wenn sie überhaupt auf die Idee kamen, ihn zu beschreiben. Er hat einen Bartschatten, der eine Nacht alt ist. Manchmal lässt er den Bart bis zu einer Woche wachsen, bevor er ihn abrasiert. Ob mit oder ohne, er wirkt immer attraktiv. Wenn er ganz ehrlich zu sich selbst ist, sieht er aus wie ein männliches Model. Er

sieht aus, wie er aussehen will. Nur ein wenig größer könnte er vielleicht sein.

Er räuspert sich und spuckt in eins der zwei Glaswaschbecken im Bad. Er fährt sich mit der Hand durch die dunklen Locken seines Schamhaars. »Im Namen des Kapitals, barmherzig und weise.« Mit amüsiertem Grinsen zwinkert er seinem Spiegelbild zu.

Und dann haben wir noch die Suite in einem niedrigen Bürogebäude in Glendale, Los Angeles, deren Jalousien das schräg einfallende Spätnachmittagslicht zerteilen und als dunkel glänzende Streifen über Teppichfliesen, Stühle, Anzüge und einen Konferenztisch werfen, während Mike Esteros vor dem gleichförmigen Rauschen der Autobahn sein Angebot unterbreitet.

»Meine Herrschaften ... das ist mehr als nur eine Geschäftsidee. Verstehen Sie mich bitte nicht falsch – es ist eine Geschäftsidee, aber es ist auch ein wesentlicher Bestandteil des Films, von dessen Erfolgsaussichten ich Sie zu überzeugen hoffe.

Kurz gesagt geht es darum, wie man Aliens aufspüren kann. Wirklich. Wenn ich fertig bin, werden Sie mir glauben, dass es möglich ist. Sie werden wie ich der Meinung sein, dass wir ein Alien fangen können. Aber auf jeden Fall werden wir in der Lage sein, einen Film zu drehen, der eine ganze Generation in seinen Bann zieht – einen Film wie *Unheimliche Begegnung der dritten Art* oder *Titanic*. Vielen Dank, dass Sie mir einige Minuten Ihrer kostbaren Zeit gewähren; ich verspreche Ihnen, dass sie nicht verschwendet sein werden.

Also, hat schon mal jemand von Ihnen eine totale Sonnenfinsternis beobachtet? Wenn von der Sonne nur noch

zarte Lichtranken hinter dem Mond hervorlugen? Sie, Sir? Ziemlich eindrucksvoller Anblick, nicht? Ja, wirklich umwerfend. Und für manche Menschen ein echter Wendepunkt im Leben. Sie werden zu Schattenjägern – zu Leuten, die Sonnenfinsternisse sammeln und in alle Winkel der Welt reisen, um dieses unheimliche und einzigartige Schauspiel möglichst oft zu erleben.

Denken wir einen Moment über Sonnenfinsternisse nach. Selbst wer persönlich noch bei keiner dabei war, kennt Fotos aus Zeitschriften und Filmmaterial aus dem Fernsehen oder YouTube. Sie sind fast zu einer Selbstverständlichkeit für uns geworden; sie gehören eben zu den Dingen, die auf unserem Planeten passieren, wie das Wetter oder Erdbeben, nur dass sie nicht zerstörerisch und lebensbedrohlich sind.

Aber überlegen Sie mal, was für ein unglaublicher Zufall es ist, dass unser Mond genau über unsere Sonne passt. Jeder Astronom wird Ihnen erklären, dass der Mond der Erde relativ betrachtet viel größer ist als die Monde aller anderen Planeten. Die meisten Planeten – Jupiter, Saturn und so weiter – haben Monde, die im Vergleich zu ihnen winzig sind. Der Erdmond dagegen ist riesig und außerdem sehr nah. Wäre er kleiner oder weiter weg, hätten wir nur partielle Sonnenfinsternisse; wäre er größer oder näher, würde er die Sonne komplett verdecken, und es gäbe keine Lichtkorona um den Mond. Das ist ein verblüffendes Zusammentreffen, ein unfassbarer Glücksfall. Und möglicherweise sind solche Sonnenfinsternisse sogar absolut einzigartig. Es könnte sich um ein Phänomen handeln, das nur auf der Erde und nirgends sonst zu beobachten ist. Behalten Sie das bitte im Kopf.

Stellen wir uns nun vor, dass es außerirdische Lebe-

wesen gibt. Nicht wie E.T. – nicht so lieb und nicht so einsam. Auch nicht so verrückt und aggressiv wie die Aliens aus *Independence Day*, sondern einfach ganz normale Außerirdische, okay? Durchschnittsalien. Lassen Sie sich das durch den Kopf gehen, und Sie werden merken, dass es absolut möglich ist. Schließlich sind auch wir hier, und die Erde ist bloß ein kleiner Planet, der eine normal große Sonne in einer Galaxie umkreist. In dieser einen Galaxie gibt es eine Viertelmilliarde Sonnen, und im Universum gibt es eine Viertelmilliarde Galaxien, vielleicht sogar mehr. Schon jetzt kennen wir Hunderte von Planeten, die andere Sonnen umkreisen, obwohl wir erst seit kurzem nach ihnen Ausschau halten. Von Wissenschaftlern erfahren wir, dass praktisch jeder Stern Planeten haben könnte. Auf wie vielen davon ist Leben möglich? Die Erde ist sehr alt, aber das Weltall ist noch älter. Wer weiß, wie viele Zivilisationen vor der Entstehung der Erde oder in ihrer Anfangszeit existiert haben? Wer weiß, wie viele in diesem Augenblick existieren?

Wenn es also zivilisierte Aliens gibt, können wir davon ausgehen, dass sie in der Lage sind, von Stern zu Stern zu reisen. Wir können davon ausgehen, dass ihre Energiequellen und Technologien den unseren so überlegen sind, wie es Überschallflugzeuge, Atom-U-Boote und Spaceshuttles denen eines Amazonasstammes sind, der seine Kanus aus Baumstämmen schnitzt. Und wenn diese Außerirdischen aus Neugier zu wissenschaftlichen Erkenntnissen und technischen Erfindungen gelangt sind, dann werden sie aus Neugier auch die Welt erkunden wollen.

Nun, bei den meisten Flugreisen auf der Erde geht es um Tourismus – nicht um Geschäfte, sondern um Tourismus. Sollten sich diese intelligenten, neugierigen Aliens wirk-

lich so sehr von uns unterscheiden? Ich glaube nicht. Die meisten von ihnen wären ebenfalls Touristen. Wie wir würden sie mit Schiffen herumkreuzen. Und würden sie hierherkommen und den Fuß, den Tentakel oder was auch immer auf unsere Erde setzen, statt dafür irgendeinen Virtual-Reality-Apparat zu benutzen? Na ja, einige würden sich bestimmt mit der zweitbesten Lösung zufriedengeben. Vielleicht sogar die Mehrheit. Aber für die Glücksritter, die Superreichen, die Eliten zählt nur das Echte. Sie wollen damit angeben können, die exotischen Ziele einer Rundreise durch die Galaxis wirklich besucht zu haben. Und wer weiß, welche Herrlichkeiten sie auf den Tourplan setzen würden? Den Grand Canyon, Venedig, die chinesische Mauer, den Yellowstone-Nationalpark, die Pyramiden?

Was ich damit sagen will, ist: Neben all diesen Wundern würden sie sicher auch diese eine kostbare Sache erleben wollen, die wir haben und sonst wahrscheinlich niemand: unsere Sonnenfinsternis. Sie wären ganz scharf darauf, mit ihren eigenen Augen durch die Erdatmosphäre zu beobachten, wie sich der Mond vor die Sonne schiebt und das Licht fast vollkommen verblasst, zu hören, wie die Tiere in der Nähe verstummen, und auf ihrer eigenen Haut die plötzliche Kälte in der Luft zu spüren. Selbst wenn unsere Atmosphäre für sie tödlich ist, wenn sie einen Raumanzug brauchen, um zu überleben, würde es ihnen darauf ankommen, das Ganze aus möglichst großer Nähe zu verfolgen, unter Bedingungen, die so unverfälscht und natürlich sind, wie es sich nur einrichten lässt. Sie würden hier unter uns sein wollen, wenn der Schatten vorüberzieht.

Das ist also die Gelegenheit, um nach Aliens Ausschau zu halten. Im Verlauf einer totalen Sonnenfinsternis. Wenn alle anderen ehrfürchtig hinauf zum Himmel blicken, muss

man sich nach Leuten umsehen, die irgendwie seltsam wirken oder merkwürdig gekleidet sind, Leute, die nicht aus dem Wohnmobil oder der ankernden Jacht mit den dunkel getönten Scheiben aussteigen.

Wenn sie irgendwo sind, dann dort, und zwar so abgelenkt – und damit anfällig – wie alle anderen, die voller Staunen in dieses atemberaubende Spektakel versunken sind.

Auf dieser Idee beruht der Film, den ich produzieren will. Er ist aufregend, er ist komisch, er ist traurig und tiefgründig und am Schluss auch erhebend, er hat zwei fantastische Hauptrollen, eine für einen Dad, eine für einen Jungen, und eine großartige weibliche Nebenrolle, dazu die Möglichkeit zu starken Charakterrollen und kleineren Parts.

Das ist das Grundgerüst. Und jetzt möchte ich Ihnen die Handlung erzählen.«

Und auch an einem völlig anderen Ort beginnt es ...

»Zwischen den Platanen und Aussichtstürmen von Aspherje erhebt sich an diesem klaren Mittsommernmorgen die im Dämmerlicht glitzernde Nebelkuppel in all ihrer Pracht wie eine riesige goldene Denkkappe über der Universität für Praktische Talente. Unten, zwischen den Statuen und Bächlein des Parks auf den Dächern der Philosophischen Fakultät wandelt Lady Bisquitine mit Gefolge.«

... ja, auch so beginnt es.

Und mit einem schwächtigen, gebeugten, unscheinbaren Mann, der ein kleines Zimmer in einem großen Gebäude betritt. Er hat nur ein Blatt Papier und eine Südfrucht dabei, wird jedoch von Schreien begrüßt. Ungerührt mustert

er sein Gegenüber und schließt die Tür hinter sich. Die Schreie hören nicht auf.

Und es beginnt hier und jetzt, an diesem Tisch vor einem Café im Pariser Stadtteil Marais, mit einem Mann, der eine winzige weiße Tablette aus einer kleinen, verzierten Süßstoffdose in seinen Espresso wirft. Sein Blick schweift über den vorbeiziehenden Verkehr und die Fußgänger – einige haben es eilig, die anderen flanieren –, streift den attraktiven jungen algerischen Kellner, der in seiner lebhaften Art mit zwei vorsichtig lächelnden Amerikanerinnen flirtet, und verweilt kurz bei einer elegant geschminkten und frisierten Pariserin mittleren Alters, die ihr zwergenhaftes Hündchen zum Tisch hochhebt, damit es ein paar Croissantkrümel auflecken kann. Dann gibt er ein schrumpeliges Stück braunen Zucker in seine Tasse und rührt in gespielter Nachdenklichkeit den Kaffee um, während er die Ormolu-Tabletten zurück in seine Jackeninnentasche gleiten lässt.

Nachdem er einen Fünfeuroschein unter die Zuckerdose geschoben und die Briefftasche weggesteckt hat, leert er die Espressotasse mit zwei tiefen, genießerischen Schlucken. Als er sich zurücklehnt, hält er mit einer Hand noch den winzigen Griff, die andere hängt untätig herab. Ein erwartungsvoller Ausdruck liegt jetzt auf seinem Gesicht.

Es ist ein Nachmittag im Frühherbst des Jahres 2008 unserer Zeitrechnung, die Luft steht klar und warm unter einem milchigen, passtellfarbenen Himmel, kurz bevor sich alles verändert.

EINS

PATIENT 8262

Ich glaube, was ich gemacht habe, war sehr schlau. Dass ich hier gelandet bin, meine ich. Aber natürlich neigen viele Leute so wie ich im Moment dazu, sich zu ihrer Cleverness zu gratulieren. Und viel zu oft in meiner Vergangenheit folgte diesem Gefühl, es besonders schlau angestellt zu haben, die Erkenntnis, dass ich es nicht schlau genug angestellt habe. Aber diesmal ...

Mein Bett ist bequem, die Ärzte und Pflegekräfte behandeln mich gut und mit einer professionellen Gleichgültigkeit, die in meiner speziellen Situation viel beruhigender ist als übertriebene Hingabe. Das Essen ist annehmbar.

Wenn ich so im Bett liege, habe ich viel Zeit zum Nachdenken. Und vom Nachdenken verstehe ich was. Wir alle verstehen etwas davon. Als Gattung, meine ich. Es ist unsere Stärke, unsere Fähigkeit, unsere überragende Begabung. Das, was uns über den Durchschnitt erhebt. Zumindest bilden wir uns das ein.

Wie entspannend, hier zu liegen und sich versorgen zu lassen, ohne dafür einen Finger rühren zu müssen. Was für ein herrlicher Luxus, ungestört nachdenken zu können.

Ich bin allein in einem kleinen, quadratischen Raum mit weißen Wänden, hoher Decke und großen Fenstern. Das Bett ist ein alter Stahlkasten mit einer manuell einstellbaren Rückenlehne und Gitterseiten, die klirrend hochgezogen werden können, damit der Patient nicht herausfällt. Die frische weiße Bettwäsche strahlt nur so vor Sauberkeit, und die Kissen sind zwar etwas klumpig, aber prall. Der

Linoleumboden glänzt hellgrün. Das restliche Mobiliar des Zimmers besteht aus einem ramponierten Holznachttisch und einem billigen Stuhl aus schwarz bemaltem Metall und verblichenem roten Plastik. An der Wand über der Tür zum Gang ist ein Oberlicht angebracht. Hinter den Fenstern, die vom Boden bis zur Decke reichen, befindet sich ein kleiner Balkon mit einem dekorativen Eisengeländer.

Zwischen den Stäben geht der Blick auf einen Grasstreifen und eine Reihe von Laubbäumen, dahinter auf einen seichten Fluss, der bei entsprechendem Einstrahlwinkel im Sonnenlicht glitzert. Die Bäume verlieren inzwischen die Blätter, und der Fluss ist deutlicher zu erkennen. Mein Zimmer liegt im zweiten und damit höchsten Stockwerk der Klinik. Einmal sah ich auf dem Fluss ein Ruderboot mit zwei oder drei Leuten darin, und manchmal bemerke ich Vögel. Ein anderes Mal hinterließ ein Flugzeug hoch droben am Himmel einen langen weißen Kondensstreifen, wie das Kielwasser eines Schiffs. Eine Zeit lang beobachtete ich, wie er sich langsam ausbreitete, ausfranste und im Sonnenuntergang rot wurde.

Hier müsste ich eigentlich in Sicherheit sein. Sie werden nicht auf die Idee kommen, hier nach mir zu suchen. Glaube ich. Natürlich sind mir auch andere Möglichkeiten eingefallen: eine Jurte in einer endlosen Steppe mit einer Großfamilie und dem Wind als einziger Gesellschaft; eine brechend volle Favela an einem steilen Hang, geprägt vom gemeinsamen Schweißgeruch und dem Lärm plärrender Kinder, brüllender Kerle und scheppernder Musikrhythmen; die stolze Ruine eines Klosters auf den Kykladen, wo ich den Ruf eines Einsiedlers und Exzentrikers erwerbe; zusammen mit anderen zerlumpten Tunnelbewohnern im düsteren Manhattaner Untergrund.

Ob offen sichtbar oder in größter Abgeschlossenheit, es gibt immer viele, viele Verstecke, auf die sie nie verfallen würden. Andererseits kennen sie mich und wissen, wie ich denke, daher erraten sie vielleicht schneller als ich selbst, wohin ich mich wenden werde. Dann die Schwierigkeit, sich natürlich einzufügen oder sich zu tarnen, eine Rolle zu spielen: ethnische Zugehörigkeit, Physiognomie, Hautfarbe, Sprache, Fähigkeiten – alles muss berücksichtigt werden.

Wir sind ja immer am Sortieren. Hier die eine Gruppe, dort die andere. Sogar in Großstädten, sogenannten Schmelztiegeln, teilen wir uns meist nach kleinen Enklaven und Bezirken ein, um in den Gemeinsamkeiten des Hintergrunds und der Kultur Trost zu finden. Unser Wesen, unsere Sexualität, unser genetisch bedingtes Verlangen nach Herumstreifen und Experimentieren, unsere Lust aufs Exotische oder einfach nur das andere können zu interessanten Paarbildungen und einem gemischten Erbe führen, doch unser kontinuierliches Bedürfnis nach Gruppierung, Bewertung und Einordnung zieht uns immer wieder zurück in feste Arrangements. Dadurch wird es schwer, sich zu verstecken. Ich bin – oder sehe zumindest danach aus – ein blasser, hellhäutiger Mann, und entsprechend eingeschränkt ist auch die Auswahl der möglichen Schlupfwinkel, in denen ich nicht auffallen würde.

Ein Lastwagenfahrer. Das wäre eine gute Tarnung. Ein Fernfahrer, der durch den mittleren Westen der USA oder durch die Ebenen Kanadas braust, quer durch Argentinien oder Brasilien. Oder gleich am Steuer eines Lastzugs mit mehreren Anhängern, der durch die australische Wüste brettet. Man bleibt verborgen, weil man ständig in Bewegung ist und nur selten Leuten begegnet. Oder ein Deckhelfer oder Koch auf einem Schiff: ein Containerfrachter,

der mit einer kleinen Mannschaft über die Hochsee pflügt und ausschließlich riesige, automatisierte und praktisch menschenleere Containerterminals anläuft, weit entfernt von den Großstädten, zu denen sie gehören. Wer könnte mich aufspüren, wenn ich ein derart unstetes Leben führe?

Doch nun bin ich hier. Ich habe meine Entscheidung getroffen und keine andere Wahl mehr; ich muss damit klarkommen. Ich habe meine Route berechnet, die Mittel, das Geld und das Personal mit den Fähigkeiten beschafft, die erforderlich waren, um mir auf meinem Weg in die Vergessenheit zu helfen, habe die Möglichkeiten derer geprüft, die vielleicht ein Interesse haben könnten, mir nachzuspüren, habe mir Methoden zurechtgelegt, um ihre Pläne zu durchkreuzen, und als alles vorbereitet war, die Sache schließlich durchgezogen.

Und so liege ich jetzt hier und denke nach.

DER WELTENWECHSLER

Andere haben mir erzählt, dass es bei ihnen während eines Blinzeln passiert oder einfach so zwischen zwei Herzschlägen oder sogar während eines Herzschlags. Es gibt immer ein äußeres Anzeichen: ein Zittern oder Beben, häufig ein sichtbares, gelegentlich sogar ein starkes Zucken, als hätte der Körper des Betroffenen einen Stromschlag erhalten. Eine Person gab an, dass sie in diesem Moment immer meint, aus dem Augenwinkel etwas Überraschendes oder Bedrohliches bemerkt zu haben, und ein unangenehmes Brennen im Hals spürt wie von einem Elektroschock. Bei mir ist es in der Regel eine Spur peinlicher: Ich niese.

Ich nieste einfach.

Ich habe nur eine ganz vage Vorstellung davon, wie lange ich vor dem kleinen Café im dritten Arrondissement saß, während ich darauf wartete, dass die Wirkung der Droge eintrat, und in den Wachraum sank, der die notwendige Voraussetzung dafür ist, um genau das gewünschte Ziel zu erreichen. Mehrere Sekunden? Fünf Minuten? Die Rechnung habe ich hoffentlich bezahlt. Eigentlich könnte es mir gleichgültig sein – ich bin nicht er, und er wird sowieso noch dort sein –, aber es ist mir nicht gleichgültig. Ich beuge mich vor und richte den Blick auf den Tisch. Auf dem kleinen Plastiktablett mit der festgehefteten Rechnung liegt ein wenig Kleingeld. Francs, Centimes – keine Euros. So weit, so gut.

Ich empfinde das starke Bedürfnis, die Gegenstände auf dem Tisch zurechtzurücken. Die Zuckerdose hat genau in der Mitte zu stehen, während die geleerte Espressotasse schnurgerade und exakt auf halber Strecke zwischen der Dose und mir platziert sein muss. Das Rechnungstablett lasse ich gern rechts von der Dose, als Ausgleich für den Gewürzständer. Erst als ich die Dinge in diese angenehme Konstellation bringe, bemerke ich, dass die Hand, die aus meinem Ärmel ragt, tiefbraun ist. Außerdem fällt mir auf, dass ich gerade eine Art Kreuz auf dem Tisch arrangiert habe. Ich blicke auf, um die Bauart der Autos und Straßenbahnen und die Kleidung der Fußgänger zu erfassen. Wie erwartet befinde ich mich in einer jüdisch-islamischen Wirklichkeit. Sofort bilde ich mit den Objekten auf dem Tisch eine Figur, die dort, wo ich herkomme, ein Friedenssymbol darstellt. Erleichtert lehne ich mich zurück. Zwar sehe ich garantiert nicht wie ein christlicher Terrorist aus, aber man kann gar nicht vorsichtig genug sein.

Oder sehe ich womöglich doch so aus? Ich greife in meinen Brustbeutel – wie die meisten Männer und Frauen hier trage ich einen praktisch taschenlosen Salwar Kamiz – und ziehe heraus, was vor mehreren Sekunden oder fünf Minuten noch mein iPod gewesen wäre. Hier ist es ein Zigarettenetui aus rostfreiem Stahl. Ich tue so, als würde ich mit dem Gedanken spielen, eine Zigarette zu rauchen; in Wirklichkeit jedoch studiere ich mein Spiegelbild auf der blanken Rückseite des Etuis. Erneut Erleichterung: keine Ähnlichkeit mit einem christlichen Terroristen. Ich sehe aus wie üblich, wenn ich diese Hautfarbe habe, und im Großen und Ganzen wie immer, unabhängig von Teint, Rasse und Typ, das heißt untadelig, unauffällig, nicht unattraktiv (auch nicht attraktiv, aber das macht mir nichts aus). Ich wirke einfach farblos. Doch farblos ist gut, farblos ist sicher, farblos passt sich gut an: die perfekte Tarnung.

Die Uhr. Immer auf die Uhr schauen. Ich schaue auf die Uhr. Die Uhr ist in Ordnung, kein Problem mit der Uhr. Ich nehme keine Zigarette, weil ich kein Verlangen danach spüre. Anscheinend habe bei dieser neuen Verkörperung auf dieses Gelüst verzichtet. Ich stecke das Etui zurück in den Beutel, der von der Schulter bis zur Hüfte reicht, und überprüfe, dass die kleine Dose mit den Ormolu-Tabletten sicher in der verschlossenen inneren Tasche verstaut ist. Abermals Erleichterung! (Die Tablettendose ist bisher noch jedes Mal mitgereist, aber man macht sich immer Sorgen. Na ja, *ich* mache mir immer Sorgen. Zumindest glaube ich das.)

Meinem Ausweis entnehme ich, dass ich Aiman Q'ands bin, was einigermaßen richtig klingt. Aiman, hey, Mann; schön, mich kennenzulernen. Sprachcheck. Ich beherrsche Französisch, Arabisch, Englisch, Hindisch, Portugie-

sich und Lateinisch. Ein paar Brocken Deutsch und Neumongolisch. Kein Mandarin, was ungewöhnlich ist.

Ich mache es mir auf dem Stuhl bequem und arrangiere meine Beine in dem voluminösen Salwar genau parallel zu den überkreuzten Beinen des Tischchens. Offenbar habe ich zwar keine Tabaksucht mitgebracht, aber dafür – wieder einmal – eine Art Zwangsstörung, die sicher nicht weniger lästig und ablenkend ist, wenn auch nicht so lebensbedrohlich.

Hoffentlich ist es nur eine leichte Zwangsstörung. Kann ich das wirklich glauben? Womöglich doch nicht so leicht. (Meine Hände fühlen sich ein wenig klebrig an, als müsste ich sie waschen.) Vielleicht sogar schlimm. (In diesem Café gibt es vieles, was aufgeräumt, ausgerichtet, zurechtgerückt werden könnte.) Darum muss ich mir Sorgen machen. Anscheinend bin ich also jemand, der sich immer Sorgen macht. Unangenehm und selbst wiederum Anlass zur Sorge.

Wie auch immer, ich kann hier nicht den ganzen Tag rumsitzen. Schließlich bin ich nicht ohne Grund hier, man hat mich gerufen. Sie höchstpersönlich sogar. Inzwischen ist auch der letzte flüchtige Schwindel im Zusammenhang mit dem Wechsel verflogen. Keine Müdigkeit vorschützen! Ich muss los, also stehe ich auf.

ADRIAN

Den Leuten habe ich gesagt, dass ich ein ehemaliger Straßenhändler aus dem East End bin, stimmt. Dad hatte einen Aalstand, und Mum war Bardame. Aber das ist totaler

Quatsch, alles gelogen. Das erzähle ich ihnen nur, weil sie es gern hören, weil sie es hören wollen. Das ist nämlich eine von den Lektionen, die ich gelernt habe. Wenn man den Leuten erzählt, was sie hören wollen, kann man damit viel erreichen. Klar, man muss vorsichtig sein und sich die Richtigen dafür aussuchen, aber trotzdem, du verstehst schon.

Natürlich kann jeder Idiot anderen was vorschwafeln, wenn er schon weiß, dass sie es hören wollen. Das Kreative, also der echte Mehrwert an der Sache ist, dass man früher als sie selbst weiß, was sie hören wollen. Darauf fahren sie total ab. Das bringt Dividenden. Ist praktisch eine Dienstleistung. Wie auch immer, den Akzent hab ich voll drauf. Wirklich überzeugend. Solltest mich mal hören. Den East-End-Slang, meine ich. Das Straßenhändlergelaber. Was ich damit sagen will, ist, bei Cockney kann mir keiner was vormachen. Alles klar?

Eigentlich komm ich aus dem hohen Norden. Eine von diesen trostlosen Städten da oben mit dem ganzen Dreck und so. Welche trostlose Stadt da oben, willst du gar nicht wissen, weil sie sowieso alle gleich sind, da gibst du mir bestimmt Recht, also bringt es überhaupt nichts, wenn ich dir den genauen Namen verrate, okay? Wenn du also unbedingt wissen willst, welche, Pech gehabt. Mach's wie ich. Benutz deine Fantasie.

Nö, mein Dad war Bergarbeiter, bevor die Kumpels von Saint Margaret (mit ein wenig oder reichlich Unterstützung von King Arthur, hängt von der politischen Anschauung ab) zur bedrohten Gattung gemacht wurden. Mum hat in einem Friseursalon gearbeitet. Außerdem meine ich es ernst, dass La Thatch eine Heilige ist, auch wenn man das da, wo ich aufgewachsen bin, besser nicht jedem auf die Nase binden sollte, was natürlich auch einer von vielen

Gründen ist, warum ich dort kaum mehr hinfahre. Ich meine, wer will schon sein ganzes Leben in irgend so einem Scheißloch im Boden rumbuddeln? Bestimmt niemand, der sie noch alle beisammen hat. La Thatch hat ihnen doch nur einen Gefallen getan. Eigentlich müssten sie vor den geschlossenen Gruben Denkmäler für sie aufstellen.

Also, zu meiner Zeit war das alles schon längst graue Vorgeschichte. Na ja, zumindest für mich. Aber wenn ich den Leuten um mich herum so zuhörte, hätte man glauben können, dass das alles erst gestern passiert ist. Wir wohnten in einer Doppelhaushälfte, das heißt, wir hatten eine Familie gleich nebenan, ist ja klar. Aber wir mussten unsere Nachbarn wie Luft behandeln, weil der Typ, früher anscheinend einer von Dads besten Kumpels, zur Democratic Union of Miners of Britain oder so gegangen war und deswegen für meinen Alten ein Streikbrecher war, und das war offenbar noch schlimmer, wie wenn er ein Pädo oder ein Mörder gewesen wäre. Das einzige Mal, dass mir mein Vater fast eine gescheuert hätte, war, als er mich beim Klönen mit den Zwillingen von nebenan erwischt hat.

Jedenfalls war die Gegend nichts für mich. Sobald ich mich aus der Schule abseilen konnte, war ich auf der Autobahn, unterwegs in die große böse Stadt, und je größer und böser, umso besser. Zuerst blieb ich kurz in Manchester hängen, aber obwohl es nach einem Monat allmählich interessant wurde, blieb ich nicht dort. Es zog mich weiter nach Süden. M6 nach London. Die hellen Lichter haben mir schon immer gefallen. Für mich war London das einzige Wahre. Wenigstens auf dieser Seite des Teichs. New York wäre bestimmt auch okay gewesen, aber später wurde London dank Leuten wie meiner Wenigkeit sogar noch besser und cooler als NYC.

Irgendwie kann ich schon nachvollziehen, warum die Leute bleiben wollen, wo sie aufgewachsen sind, zumindest wenn sie aus einer großen Stadt kommen. Ich meine, wer hat schon Lust, auf dem Land zu versauern? Vielleicht möchte man aus sentimentalischen Gründen bleiben, weil man seine Kumpels dort hat und so weiter, aber wenn es nicht wirklich total klasse dort ist und einem der Ort echt was fürs Leben gibt, dann ist man ein Trottel, du verstehst schon. Wenn man an so einem Ort kleben bleibt, obwohl man weiß, dass man woanders, wo es größer und heller ist, mehr Chancen hätte, dann steckt man einfach mehr rein, als man zurückkriegt. Ein Verlustgeschäft, nichts anderes. Ich meine, wenn sich einer für ein unentbehrliches Mitglied seiner Gemeinde hält, schön für ihn, aber er soll bitte nicht so tun, als würde er sich nicht ausbeuten lassen. Es wird viel geredet von Loyalität und Heimatverbundenheit und so, aber das ist alles reiner Quatsch. Damit wollen sie einen doch nur dazu bringen, dass man Dinge macht, die eigentlich nicht im eigenen Interesse sind. Loyalität ist was für Träumer.

Also zog ich ins sonnige London. Und es war wirklich sonnig im Vergleich zu Manchester und meinem Geburtsort, das kannst du mir glauben. Schon am ersten Tag habe ich mir meine erste Oakley-Sonnenbrille gekauft. Ja, gekauft. Jedenfalls, London war sonnig und sogar lau, und voller Weiber und Chancen. Ich wohnte bei einem Kumpel von zu Hause, besorgte mir einen Job als Barkeeper in Soho, legte mir ein, zwei Freundinnen zu, traf ein paar Typen, machte mich nützlich bei Leuten, die jemanden mit ein bisschen Grips und der Gabe zum Quatseln zu schätzen wissen. Man muss bloß ausgeschlafen sein, dann landet man immer auf beiden Füßen. Aber vor

allem kommt es darauf an, dass man bei den Richtigen landet.

Kurz und gut, ich fing an, die Überflieger mit dem Mittel zum Fliegen zu versorgen. Voll von kreativen Typen, dieses Soho, und viele Leute im kreativen Gewerbe pudern sich gern die Nase, damit der Akku immer schön voll bleibt. Ziemlich große Sache bei den Kreativen, damals zumindest. Und zu besagten Kreativen würde ich auf jeden Fall auch die Finanzjongleure mit ihren ausgesprochen exotischen Instrumenten und Produkten zählen. Außerdem sind sie auch ausreichend bei Kasse, um so ein Hobby zu vertiefen.

So hab ich mich gewissermaßen hochgearbeitet. Und irgendwie auch vor. Im Sinne von vor nach Osten, wo die Kohle ist. Um genau zu sein, von Soho aus Richtung City und Canary Wharf, wo viele von den größten Überfliegern Rast machten. Immer schön dem Geld folgen, das war meine Devise.

Ich hatte nämlich einen Plan, von Anfang an. Um das auszugleichen, was mir an akademischer Ausbildung und entsprechenden Titeln fehlte. Nämlich, was machen die Leute, wenn sie sich ein oder zwei Nasen reingezogen haben? Sie quasseln. Wie ein Wasserfall, ohne Punkt und Komma. Und natürlich geben sie an, wenn sie besonders von sich eingenommen sind. Was so ungefähr auf alle meine Kunden zutraf.

Und wenn man die ganze Zeit arbeitet, sich konzentriert, Geld verdient, Risiken eingeht, finanzielle Drahtseilakte vollführt und so weiter, redet man auch darüber. Ist ja klar. Diese Typen sprudeln doch nur so über vor Testosteron und Genialität, da wollen sie natürlich auch zum Besten geben, was sie so treiben, welche Deals sie gedeichselt ha-

ben, wie viel Kohle hängengeblieben ist, welche Manöver sie als Nächstes planen und was sie alles wissen.

Und jemand, der zufällig dabei ist, wenn sie über dieses Zeug labern, noch dazu jemand, der kein Kollege, also auch keine Bedrohung ist, kein Konkurrent, sondern einfach nur ein Kumpel und ein jederzeit verfügbarer Lieferant ihrer bevorzugten entspannungsfördernden Substanz, tja, so jemand kriegt viele interessante Sachen zu hören, du verstehst schon. Und wenn sich dieser Jemand etwas dämlicher und weniger informiert gibt, als er in Wirklichkeit ist, und gleichzeitig Augen und Ohren offenhält und immer hellwach bleibt, dann kann er einige potenziell höchst brauchbare Hinweise aufschnappen. Potenziell sehr lukrative Hinweise, wenn man die richtigen Leute kennt und ihnen zur richtigen Zeit die richtige Information zuspielt.

Hauptsache, man kann sich nützlich machen. Wie gesagt, ich verstehe mich als Dienstleister. Und sobald man einige Geheimnisse kennt, erfährt man immer mehr davon, wirklich erstaunlich. Die Leute handeln mit Geheimnissen und merken nicht, dass sie was verraten, vor allem, wenn sie einem vertrauen oder einen unterschätzen oder beides. Nach und nach war ich in der Lage, Gegenleistungen für erwiesene Gefälligkeiten zu fordern und ein wenig Leverage einzusetzen, wie unsere Finanzfreunde das nennen, um mir Ausbildung, Empfehlungen, Protektion und, nicht zu vergessen, auch Betriebskapital zu sichern.

Nochmal kurz und gut, ich wurde vom Dealer zum Trader. Tauschte das Pulver gegen das Papiergeld, ersetzte den Stoff, der durch einen zusammengerollten Schein gleitet, durch den Schein selbst. Das war ein ziemlich schlauer Schachzug, wenn ich das so sagen darf.

Versteh mich nicht falsch. Drogen sind klasse, ganz klar.

In vieler Hinsicht ein lohnendes Geschäft und auf jeden Fall dauerhaft beliebt in guten wie in schlechten Zeiten. Warum würden die Leute sonst so viel Kies dafür locker machen und sogar das Risiko eingehen, im Knast zu landen? Aber genau genommen ist man als Dealer doch der Blöde, zumindest wenn man es längere Zeit betreibt. Ständig muss man auf der Hut sein, und sogar einen Teil des Profits muss man opfern, um die Jungs in Blau bei Laune zu halten. Ich meine, es bleibt schon was übrig, ein ziemlicher Haufen sogar, aber genau das lockt dann auch diese finsternen Gestalten ohne Manieren an, und wenn man tot ist, nützt einem der ganze Zaster gar nichts mehr. Rein ins Geschäft, so viel wie möglich abräumen und dann wieder raus, solange man noch seine Eier und eine heile Kehle hat, so und nicht anders muss man es anstellen, wenn man noch richtig tickt. Man benutzt es als Räuberleiter in ein Geschäft, das genauso lukrativ ist, aber viel ungefährlicher. So ist es schlau, und so ist es bei mir gelaufen.

Schon erstaunlich, was man erreichen kann, wenn man sich ein bisschen reinhängt und sich nützlich macht.

MADAME D'ORTOLAN

Frustriert saß Madame d'Ortolan in ihrer Orangerie. Sie war als Rassistin beschimpft worden! Und noch dazu von einer Person, gegen die sie keine sofortigen Vergeltungsmaßnahmen ergreifen konnte. Selbstverständlich war sie keine Rassistin. Nicht selten hatte sie hier in ihrem Stadthaus sogar Besuch von Schwarzen und Juden, wobei sie natürlich immer streng darauf achtete, wo sie saßen

und was sie angefasst oder benutzt hatten, damit sie anschließend alle derart berührten Gegenstände gründlich reinigen und desinfizieren lassen konnte. Man konnte schließlich nicht genug aufpassen.

Aber eine Rassistin? Nie im Leben. Ganz im Gegenteil, in passender Gesellschaft (das heißt, in äußerst begrenzter und erklärtermaßen diskreter Gesellschaft) hätte sie sogar darauf verweisen können, dass sie sich schon des Öfteren den dunklen Freuden mit Schwarzen hingegeben hatte. Der Inbegriff des Genusses war es für sie, von so einem barbarischen Nubier anal genommen zu werden. Im Stillen nannte sie diesen Akt eine »Fahrt nach Sèvres-Babylone«, da dies nach ihrer Kenntnis die tiefste, finsterste und verlockend gefährlichste von allen Métro-Stationen war.

Rassistin! Was für eine Unverschämtheit. Der Anruf hatte sie hier in der Orangerie erreicht:

»Oui?«

»Madame, ich bin froh, Sie zu erwischen.«

»Ah, Mrs. M. Ich bin sicher, wir werden uns bald revanchieren können.«

Mrs. Mulverhill hatte das Gespräch auf Englisch eröffnet, immer ein sicheres Zeichen, dass sie nicht nur plaudern, sondern über geschäftliche Dinge reden wollte. Abgesehen davon war es schon eine Weile her, dass sie einander aus rein privaten Gründen angerufen hatten. »Darf ich fragen, wo Sie sind?«

»Ich denke schon, allerdings ohne aufschlussreiche Konsequenzen.«

Madame d'Ortolan spürte eine innere Aufwallung. »Ein einfaches Nein hätte genügt.«

»Gewiss, aber es wäre ungenau gewesen. Geht es Ihnen gut?«

»Ja, aber das interessiert Sie doch ohnehin nicht. Und Ihnen?«

»Einigermaßen. Und es interessiert mich durchaus, zumindest in einer Hinsicht. Möchten Sie den Grund meines Anrufs erfahren?«

»Doch. Wir haben schon so lange nicht mehr miteinander gesprochen, ich kann es gar nicht erwarten.«

»Gerüchten zufolge wollen Sie den Rat spalten.«

»Das übersteigt meine Kräfte, meine Liebe. Außerdem werden Sie wohl feststellen, dass er schon gespalten ist.«

»Wenn es so ist ...«

»Es ist so, glauben Sie mir.«

»Wenn es so ist, dann ist das zum größten Teil Ihre Schuld.«

»Wie gesagt, Sie schmeicheln mir und überschätzen mich.«

»Die Leute, mit denen ich geredet habe, erzählen mir etwas anderes.«

»Ratsmitglieder? Wer?«

Mrs. Mulverhill blieb stumm.

Es entstand eine längere Pause, in der Madame d'Ortolan das lange Kabel des Nebenanschlusses in der Orangeirie um ihren längsten Finger wickelte.

Nach einer Weile kam ein Seufzen aus dem Hörer, und Mrs. Mulverhill fragte: »Also, wie sieht es in der Sache aus?«

»Wie es aussieht?«, erwiderte Madame d'Ortolan unschuldig.

»Was haben Sie vor?« Mrs. Mulverhills Stimme klang plötzlich scharf.

»Ich denke, die Angelegenheit muss erledigt werden.«

Leichtes Zögern, dann: »Das steht hoffentlich noch nicht fest. Es wäre die falsche Entscheidung.«

»Meinen Sie?«

»Allerdings.«

»Wie schade, dass Sie uns Ihre Auffassung nicht schon früher mitgeteilt haben, ehe die Entscheidung getroffen wurde.«

»Theodora«, antwortete Mrs. Mulverhill munter, »tun Sie bitte nicht so, als würden Sie irgendeinem Einwand von mir auch nur die geringste Beachtung schenken.«

»Trotzdem haben Sie mich jetzt angerufen, meine Liebe, und zwar, wie ich annehme, in der Absicht, eben diese Entscheidung zu beeinflussen, nachdem sie bereits gefallen ist. Ist es nicht so?«

Kürzeres Zögern, dann: »Ich appelliere an Ihren Sinn fürs Pragmatische.«

»Nicht für Moral, Anstand, Gerechtigkeit?«

Mrs. Mulverhill lachte zart. »Sie sind ein Spaßvogel, Theodora.«

»Im Gegenteil, ich sehe mich eher als Tragödin.«

»Ja, davon habe ich schon gehört.«

»Und Sie, als was sehen Sie sich? Als Zirkusclown?«

»Das ist mir völlig egal.«

»Nun, dann vielleicht als ... Statistin, oder?«

»Theodora, es reicht. Ich bitte Sie, überlegen Sie es sich nochmal.«

»Na schön: Kulissenschieber.«

Eine Stille, die Madame d'Ortolan als »angespannt« bezeichnet hätte, trat ein.

Danach klang es, als würde Mrs. Mulverhill durch zusammengebissene Zähne sprechen. »Ich bemühe mich um eine ernsthafte Diskussion, Theodora.«

»Der Kampf gegen Widerstände soll ja sehr charakterbildend sein.«

»Theodora!« Mrs. Mulverhill erhob die Stimme und senk-

te sie sogleich wieder. »Theodora, ich bitte Sie, lassen Sie es.«

»Was?«

»Den entscheidenden Schritt zur Spaltung, den Sie vorhaben. Es wäre ein Fehler.«

»Herrgott nochmal!« Madame d'Ortolan verlor allmählich die Geduld. Sie beugte sich in ihrem Rohrsessel nach vorn und schnippte das verdrehte Telefonkabel von der linken Hand. »Alors, meine Süße, meine Hübsche! Wieso kümmern Sie sich eigentlich um das Schicksal von Menschen, von denen Sie sich bereits abgewandt haben? Menschen, die Sie bekämpfen, weil Sie den Rat bekämpfen. Was liegt Ihnen an zwei heuchlerischen, grinsenden Mischlingen und einer lesbischen Negerin?« Ihr fiel etwas ein, und sie strahlte. »Außer Sie finden sie aufregend, unsere dunkelhäutige Freundin – so gut getarnt im Finstern. Nachts würde man kaum merken, dass sie im Bett ist, nicht wahr? Solange sie nicht lächelt, jedenfalls. Erzählen Sie mir nicht, Sie sind eine geheime Bewunderin. Sollten wir da zufällig ins Schwarze getroffen haben?«

Wieder vielsagendes Schweigen und schließlich: »Du widerliche, alte Rassistin.«

Und dann hatte sie aufgelegt! Einfach so! Was für ein dreistes Weibsstück!

Madame d'Ortolan war sich nicht sicher, wer bei dem Wortwechsel die Oberhand behalten hatte. Eigentlich hatte sie bis zum Schluss das Gefühl gehabt, besser als ihre Gegnerin abzuschneiden, doch dann hatte diese Mulverhill kurzerhand das Gespräch beendet, und das fiel natürlich ins Gewicht. Äußerst unerquicklich. Und auch noch als Rassistin beschimpft zu werden! Nicht zum ersten Mal fragte sie sich, was Mrs. Mulverhill selbst wohl in dieser Hinsicht

zu verbergen hatte. Zum Beispiel trug sie stets einen Schleier. Madame d'Ortolan hatte immer eine gewisse Affektiertheit dahinter vermutet, aber vielleicht wollte die Dame damit kaschieren, dass sie nicht ganz reinrassig war, was die menschliche Rasse insgesamt anlangte. Man wusste ja nie.

Trotzdem, sie eine Rassistin zu nennen! Mit der klaren Absicht, sie zu beleidigen. Und schlimmer noch, eine *alte* Rassistin!

Und jetzt musste sie sich auch noch mit diesem anröchigen und offenbar unverwüstlichen kleinen Oh treffen, falls er sich im Augenblick nicht irgendwie anders nannte. Wenigstens hatten sie sich anderswo verabredet, und sie hatte nicht seine Anwesenheit im Haus zu ertragen. Er machte immer einen unsaubereren Eindruck. Jedenfalls kam das Treffen keinen Augenblick zu früh, wenn sogar schon die Mulverhill Gerüchte gehört hatte. Madame d'Ortolan lächelte still vor sich hin. Den Rat spalten? Nun, wenn ihr nicht mehr zu Ohren gekommen war!

»Ich werde euch schon zeigen, was *spalten* heißt«, murmelte sie vor sich hin.

Sie schob die weiße Katze namens M. Pamplemousse vom Schoß und zupfte den cremefarbenen Rock zurecht, als sie sich erhob. Madame d'Ortolan favorisierte ihre verschiedenen Katzen je nach der Farbe der Kleider, die sie zu einem bestimmten Zeitpunkt anhatte. Hätte sie Dunkelgrau oder Schwarz getragen, hätte sich die schwarzhaarige Katze Mme. Frenolle auf ihrem Schoß wärmen dürfen. Allerdings vielleicht nicht mehr lange. Mme. Frenolle war inzwischen acht Jahre alt, und in jüngster Zeit hatten sich in ihrem schwarzen Fell unerfreulicherweise weiße Haare gezeigt. Je nachdem, wie sie sich in den nächsten ein, zwei Wochen benahm, musste Mme. Frenolle entweder regel-

mäßige Besuche im Maison Chat über sich ergehen und sich die weißen Haare auszupfen oder färben lassen, oder sie wurde ertränkt.

Madame d'Ortolan schmeichelte sich, eine elegante Erscheinung in mittleren Jahren zu sein, was allerdings den flüchtigen Beobachter zu der Vermutung bewegt hätte, dass sie hundertzwanzig Jahre alt zu werden gedachte. Aber natürlich hätte dies angesichts dessen, was sie war, als durchaus vernünftige Erwartung gelten dürfen – wenn die Wahrheit nicht noch viel komplizierter gewesen wäre.

Sie benutzte das Hausteleskop. »Mr. Kleist, wenn ich bitten darf.«

Ungefähr eine Minute später erschien der Gentleman dieses Namens, eine blasse, leicht gebückte Gestalt, die trotz des geschmackvollen, konservativ geschnittenen, dreiteiligen grauen Anzugs einen irgendwie schäbigen Eindruck machte. Er schien ungefähr im gleichen Alter wie seine Arbeitgeberin, doch der soeben zur Beurteilung des Aussehens der Dame eingeführte neutrale Beobachter hätte vielleicht nach einem zweiten Blick festgestellt, dass er in Wirklichkeit mindestens zehn Jahre jünger war und nur sehr verbraucht wirkte.

Er trat heran und blinzelte in das dunstige Sonnenlicht in der Orangerie. »Madame.«

»Mrs. Mulverhill«, erklärte sie, »nähert sich rasch einem Stadium, in dem sie meine Absichten noch vor mir erkennt.«

Mr. Kleist seufzte. »Die Suche nach ihr ist in vollem Gange, Madame, und auch die nach ihren Informanten.«

»Das bezweifle ich nicht. Aber allmählich müssen wir handeln.« Sie blickte zu ihm auf. Mr. Kleist schaffte es, selbst bei hellstem Sonnenlicht konturlos zu erscheinen.

Bestimmt schleppte er seine eigenen Schatten mit sich herum. »Ich bin heute mit Mr. Oh verabredet«, eröffnete sie ihm, »und zwar, wie ich soeben beschlossen habe, zum letzten Mal. Wir haben ihm alles mit auf den Weg gegeben, was in unseren Kräften stand. Falls Sie verstehen, was ich meine.«

»Ja, Madame.«

»Und wir werden alle erforderlichen Maßnahmen ergreifen, um sicherzustellen, dass seine Arbeit fortgesetzt wird, sobald er selbst nicht mehr dazu imstande ist.«

»Ich schreibe gleich die Befehle fertig.«

»Ich breche in zehn Minuten auf.«

»Das wird genügen, Madame.«

»Danke, Mr. Kleist.« Sie lächelte ihm zu. »Das wäre alles.«

Nachdem Mr. Kleist verschwunden war, blieb Madame d'Ortolan noch eine Weile sitzen und starrte ins Nichts, während sie mit einem hohlen Geräusch ihre langen rosa-farbenen Nägel gegeneinanderklicken ließ. Als M. Pamplemousse wieder auf ihren Schoß hüpfte, schrak sie auf und stieß den Kater weg, der fauchend davonsprang.

Sie verständigte den Chauffeur, verließ die Orangerie, machte sich im unteren Boudoir frisch, sammelte bei dem effizienten Mr. Kleist die Befehle für den anrühigen Mr. Oh ein, als sie durch den Gang schritt, und ließ sich dann von ihrem zweitattraktivsten ägyptischen Diener die Jacke über die Schulter legen, ehe sie im Wagen Platz nahm und Christophe anwies, sie zum Café Atlantique zu bringen.

Das Auto beschrieb eine Kehre auf dem bogenförmigen Kiesstreifen vor dem hohen Stadthaus und steuerte auf den Boulevard Haussmann zu, als sich die verschnörkelten schwarzen Tore geräuschlos schlossen.

ZWEI



PATIENT 8262

Es ist schon erstaunlich, was man mit fest geschlossenen Augen alles wahrnimmt. Zum Beispiel kann ich erkennen, welche Jahreszeit es ist, was für eine Art von Tag es ist, welche Pfleger und Wärter Dienst haben, welche anderen Patienten mein Zimmer besucht haben und ob jemand gestorben ist.

Nichts davon ist besonders schwierig oder gar in irgendeiner Weise übernatürlich. Man muss nur die Ohren offenhalten und mit den Sinnen auf die Alltagsrealität eingestimmt bleiben. Auch ein gutes Gedächtnis für frühere Erlebnisse hilft, ebenso wie eine intakte Fantasie. Die Fantasie braucht man jedoch nicht etwa, um sich Dinge ausdenken – das wäre falsch –, sondern um plausible Szenarien für das zu finden, was die Sinne entdecken; Theorien, die die Vorgänge erklären könnten.

Manchmal verbringe ich ganze Tage mit geschlossenen Augen. Ich stelle mich schlafend – tatsächlich schlafe ich dann mehr als sonst – und gestatte es meinen anderen Sinnen, meine Umgebung zu malen. Ich höre Wind und Regen am Fenster und Vogelgesang; der schwache Zug und die klar definierten Geräusche von draußen beweisen mir, dass das Fenster einen Spalt offen steht, auch wenn ich das Knarren und Scharren beim Öffnen verpasst habe, und an den Aromen und dem Gefühl der Luft erkenne ich sofort, ob es ein Sommertag oder nur ein ungewöhnlich warmes Zwischenspiel im Frühling oder Herbst ist. Ich bemerke die unverwechselbaren Körperausdünstungen

und Parfüms der Schwestern und Ärzte, die mich versorgen, und weiß daher immer, wer anwesend ist, selbst ohne ihre Stimmen zu hören, obwohl mir natürlich auch diese vertraut sind.

Wenn sich gelegentlich andere Patienten in mein Zimmer verirren, kann ich das aus dem medizinischen Anstaltsgeruch schließen. Ich treffe kaum mit ihnen zusammen und kann daher nicht auf verlässliche Daten über jeden Einzelnen zurückgreifen. Nur einige von ihnen stehen durch besondere Düfte oder Handlungen hervor. Ein Mann riecht nach einem besonderen Gesichtswasser, eine alte Dame trägt einen Veilchenhauch mit sich, und eine andere streicht mir immer mit den Fingern durchs Haar (wenn so etwas geschieht, kann ich durch nicht ganz geschlossene Augenlider spähen, um die betreffende Person zu erkennen). Ein kleiner, hagerer Mann pfeift praktisch die ganze Zeit ziellos vor sich hin, während ein anderer, etwas pummeliger Kerl nie vorbeischaud, ohne mit den Fingernägeln zerstreut auf den Metallrahmen am Fuß meines Betts zu trommeln.

Auch der Tages-, Wochen-, Monats- und Jahresrhythmus der Klinik lässt sich ohne Zuhilfenahme der Augen bestimmen, und natürlich hat der Ort nachts eine völlig andere Ausstrahlung – vor allem ist es viel stiller. Untertags werden regelmäßig Mahlzeiten serviert und Medikamente verteilt (es gibt zwei Arzneiwagen, von denen einer ein quiet-schendes Rad hat), die Ärzte machen ihre verschiedenen Runden nach einem bestimmten Zeitplan, und auch das Reinigungspersonal versieht seinen Dienst nach einem komplizierten Turnus, der alles abdeckt vom täglichen Abstauben und Wischen bis hin zum Frühjahrsputz.

Also entgeht mir kaum etwas, während ich hier so liege,

auch wenn mir der Gebrauch des unmittelbar erhellendsten meiner Sinne versagt ist.

Dabei sehe ich sehr gut. Das ist alles nur ein Spiel, mit dem ich mir in meinem selbst auferlegten Exil die Zeit vertreibe, während ich darauf warte, wieder ins Geschehen eingreifen zu können.

Denn es besteht kein Zweifel: Eines Tages werde ich zurückkehren.

DER WELTENWECHSLER

Einmal beobachtete ich, wie sie ihre Hand über einer brennenden Kerze bewegte und sie mit den flatternd gespreizten Fingern fast zum Erlöschen brachte, ohne sich zu verletzen. Die gelbe Flamme neigte sich hin und her, flackerte und schickte rußige Rauchkringel zur dunklen Decke des Zimmers empor, in dem wir saßen, während sie langsam die Hand durch den gazeartigen Feuertropfen schob.

Sie sagte: »Nein, ich sehe Bewusstsein als eine Frage der Konzentration. Wie eine Lupe, die Lichtstrahlen auf einen Punkt bündelt, bis er sich entzündet. Die Flamme ist das Bewusstsein. Erst aus der Bündelung der Realität entsteht Selbsterkenntnis.« Sie blickte zu mir auf. »Verstehst du?«

Ich nickte, obwohl ich mir nicht sicher war. Wir hatten Drogen genommen, die immer noch wirkten. Und mir war klar, dass man unter solchen Umständen blanken Unsinn reden und ihn für höchst tiefgründig halten konnte. Doch zugleich hatte ich das Gefühl, dass diesmal alles ganz anders war.

»Es gibt keine Intelligenz ohne Kontext.« Sie betrachtete ihre Hand, die durch die Flamme strich. »So wie eine Lupe um ihren Brennpunkt praktisch einen Schatten wirft – die erforderliche Einbuße, um anderswo die Bündelung zu erzeugen –, wird die Bedeutung aus der Umgebung gesaugt und in uns, in unserem Bewusstsein konzentriert.«

Als ich ein Teenager war, gingen ich und ein paar Freunde einmal zu Fuß in die Stadt, um das Busgeld für Süßigkeiten, Burger und Spielautomaten zu sparen. Auf unserem Weg kamen wir durch eine ruhige Vorstadtstraße mit kleinen Gärten vor den Häusern. In einem Garten – eigentlich ein fast völlig zugespülter Hof mit ungleichen Töpfen, aus denen vertrocknete, staubige Pflanzen lugten – schief ein dicker, grauhaariger Mann auf einem Liegestuhl. Wir blieben alle stehen und gafften. Wir schwitzten, und zwei von uns hatten die T-Shirts ausgezogen. Ihr Oberkörper war nackt wie der des Alten, doch im Gegensatz zu ihnen hatte dieser viele lockige graue Haare auf der Brust. Flüsternd verglich ihn einer mit einem gestrandeten Wal. Der Garten war derart winzig, dass der Liegestuhl nur hineinpasste, weil er schräg stand, und der Alte war uns so nah, dass wir das Kokosöl auf seiner Haut rochen und ihn fast berühren konnten.

Wir schauten ihm beim Schlafen zu, und ein anderer meinte, dass er jetzt gern eine Wasserpistole gehabt hätte. Die Sonne brannte uns in den Rücken. Ich war der Größte, und mein Kopf warf einen Schatten auf die Füße des Mannes. Da fiel mir ein, dass ich eine Lupe dabei hatte. Ich hatte sie benutzt, um Löcher in die Prachtblumen meiner Stiefmutter zu brennen.

»Jetzt passt mal auf.« Ich zog das Vergrößerungsglas heraus und hielt es so, dass es das Sonnenlicht auf seine Brust

bündelte. Dann bewegte ich den konzentrierten Strahl weiter durch den Wald aus grauen Haaren, um ihn schließlich auf die runzlige Brustwarze zu richten. Ein paar von den Jungs kicherten schon. Auch ich musste lachen, und der kleine, helle Lichtpunkt hüpfte ein wenig. Trotzdem reichte es schon: Der Alte bewegte sich ein wenig, und eine tiefe Falte grub sich in seine Stirn. Noch heute bilde ich mir ein, eine Andeutung von Rauch gesehen zu haben. Dann blinzelte er und brüllte, mit weit aufgerissenen Augen saß er plötzlich da, und seine Hand fuhr zu der angesengten Brustwarze. Die anderen rannten schon laut wiehernd davon, und ich sprintete ihnen hinterher. Wir hörten, wie er uns nachschrie. Mehrere Wochen lang machten wir einen weiten Bogen um diese Straße.

Weder damals noch zu einem anderen Zeitpunkt erzählte ich ihr diese Geschichte.

»Ich hätte gesagt«, antwortete ich stattdessen, »dass wir Bedeutung stiften ... Dass wir sie sogar ausstrahlen. Wir ordnen den äußeren Dingen einen Kontext zu. Sie existieren auch ohne uns, glaube ich ...«

»Tun sie das?«, fragte sie.

»... aber wir geben ihnen Namen und erkennen die Systeme und Prozesse, die sie miteinander verbinden. Wir kontextualisieren sie in ihrem Umfeld. Sie werden realer, weil wir wissen, was sie bedeuten und repräsentieren.«

»Hmm.« Sie zuckte minimal die Achseln, abgelenkt vom Anblick ihrer durch die Flamme schneidenden Hand. »Vielleicht.« Es klang, als hätte sie das Interesse verloren. »Aber alles muss zur Reife kommen. Alles.« Langsam ließ sie den Kopf auf eine Seite sinken und verfolgte die Bewegung ihrer Hand mit einer Versunkenheit, die es mir erlaubte, sie genau zu mustern.

Sie saß eingehüllt in ein verknittertes weißes Laken. Ihre rotbraunen Locken über den Schultern und auf dem schlanken Hals bildeten eine stille Aureole um ihren geneigten Kopf. Die dunkelbraunen Augen wirkten fast schwarz und spiegelten das flackernde Kerzenlicht wider wie ein Bild des Bewusstseins, über das sie spekuliert hatte. Sie schienen vollkommen reglos und ruhig. Ich bemerkte den winzigen Funken der Flamme in ihnen, bemerkte, wie er von der rastlosen Hand verdeckt wurde. Langsam, fast träge blinzelte sie.

Mir fiel ein, dass Augen allein durch Bewegung sehen; wir können unseren Blick nur auf etwas richten und es konzentriert betrachten, weil Dutzende von winzigen unwillkürlichen Bewegungen durch unsere Augen zucken. Hält man etwas in unserem Gesichtsfeld absolut still, dann verschwindet es durch diese Starrheit.

»Ich liebe dich«, flüsterte ich.

Sie schrak hoch. »Was?«

Ihre Hand über der Flamme hielt inne. Dann riss sie sie weg. »Au!«

MADAME D'ORTOLAN

Im Hauptsalon des Café Atlantique – riesig und hallend, mit einer Decke, die hinter einer Schicht aus altem, von gigantischen, wackeligen Ventilatoren umgerührtem Rauch verschwindet – spielt eine Jupla-Band vor einem überwiegend gleichgültigen Publikum, das sich zwischen den zum Essen, Trinken oder Spielen gedeckten Tischen drängt. Runde Buntglasfenster hoch in den Giebelwänden be-

mühen sich zusammen mit gelben Lampen in der Form und Größe von Tiefseetauchkugeln, die chaotische Szenerie zu beleuchten, in der kleine, schwitzende Männer mit Reklametafeln durch die Gänge hetzen.

Die hübsche eurasische Sängerin trägt ein Vibratohalsband, und die Snare Drum ist verdoppelt, die eine konventionell aufgestellt, die andere verkehrt herum etwa einen halben Meter darüber. Als Madame d'Ortolan eintritt – der Chauffeur Christophe macht ihr den Weg frei, so gut es geht –, stimmt die Sängerin in der Mitte der niedrigen Bühne gerade einen besonders hohen und durchdringenden Ton an und schaltet das Halsband mit der Fernbedienung in ihrer Tasche auf Höchstgeschwindigkeit. Die Batterien in der Fernbedienung treiben einen winzigen mit ungleichen Gewichten versehenen Motor in dem Gerät an, der das Halsband direkt über dem Kehlkopf zum Surren bringt, so dass die Sängerin ein Stakkatogeheul von sich gibt, das ohne diesen mechanischen Kunstgriff nicht möglich wäre. Der Schlagzeuger lässt die Stöcke zwischen unterer und oberer Snare wirbeln, um die passende rasende Begleitung zu erzeugen.

»Ihr Tisch, Madame.« Schnell wischt Christophe über einen Stuhl, dessen Lehne an der Wand einer halbkreisförmigen Nische fast direkt gegenüber der Band steht. Er hat vom Wagen aus angerufen, um diesen kleinen, gut postierten Tisch zu reservieren, und die Leute, die vorher dort gesessen haben, streiten sich noch immer mit Vertretern der Geschäftsführung, während ihre halb geleerten Drinks von Kellnern in weißen Jacken abgeräumt werden.

Skeptisch bäugt Madame d'Ortolan den Platz, dann streicht sie seufzend ihren Rock glatt und lässt sich in aufrechter, pröder Haltung nieder, während Christophe ihr

den Stuhl unters Gesäß schiebt. Sie sieht, wie sich jemand, der wahrscheinlich dieser Oh ist, einen Weg durch die Menge in ihre Richtung bahnt. Er ist angezogen wie ein Bauer und hat entweder den Hautton eines Bauern oder diesen Weder-noch-Teint, den Madame d'Ortolan besonders irritierend findet. Schließlich steht er vor ihr und wirft dem großgewachsenen Christophe einen Seitenblick zu.

Die Hände reibend lächelt er ihr zu und vollführt eine geschmeidige Verbeugung. »Madame.«

»Ja?«

»Aiman Q'ands, zu Diensten.«

»Setzen Sie sich.« Den Namen, den er gerade genannt hat, hat sie schon wieder vergessen. Für sie ist und bleibt er Oh. Hinter dem Eingang der Nische werden Stimmen laut. Die vorherigen Tischinhaber haben bemerkt, dass ihre Getränke abgeräumt wurden. Ein Kellner breitet eine makellose Decke über den Tisch und wendet sich ihr zu, um ihre Bestellung entgegenzunehmen, während sich der schmierige kleine Kerl niederlässt. Hinter ihr ragt grau Christophe auf, dessen argwöhnischer Blick abwechselnd zu dem Neuankömmling und den streitenden Gästen gleitet. Diese stehen nun bereits kurz davor, von der Geschäftsführung und zwei herbeigeeilten Türstehern verscheucht zu werden, die noch hünenhafter sind als Christophe.

Aus seiner sitzenden Position verneigt sich Aiman Q'ands erneut. »Es ist mir immer ein Vergnügen, Sie zu sehen ...«

»Ihre Artigkeiten sind unnötig«, bemerkt Madame d'Ortolan kühl, »und Sie sollten auch von mir keine erwarten.« Als sie sein lächelndes, glänzendes, aufreizend anonymes kaffeefarbenes Gesicht mustert, erinnert sie sich, dass er immer gut auf solche Zurechtweisungen angesprochen hat. Mit einem Blick auf ihre Schulter wendet sie sich kurz

zu Christophe um; er nimmt ihr die cremefarbene Jacke ab und hängt sie sorgfältig über die Stuhllehne. Sie glaubt, dass er die Finger ein wenig länger als unbedingt nötig auf dem dünnen Stoff ihrer Seidenbluse ruhen lässt und dass er heimlich an ihrem Haar schnuppert, als er sich über sie beugt. Diese Gedanken sind zwar angenehm, aber auch ablenkend. »Stilles Wasser«, teilt sie dem Kellner mit. »Noch verschlossen. Kein Eis.«

»Doppelter Espresso.« Aiman Q'ands fächelt mit dem Kragen seines Kamiz. »Wasser und viel Eis.« Er trommelt mit den Fingern auf den Tisch.

In Paris ist es heiß und im Café Atlantique noch heißer. Die gemächlich rotierenden Deckenventilatoren dienen praktisch nur zur Dekoration. Die kleinen, schwitzenden Männer mit den Reklametafeln – auf denen die Tagesgerichte, die Angebote verschiedener Buchmacher, Anwälte, Pfandleiher, Kautionsagenten und Bordelle sowie die neuesten Schlagzeilen und Sportergebnisse zu lesen sind – haben vor allem die Aufgabe, kühlende Luftzüge zu erzeugen, wenn sie auf und ab durch die Gänge rennen. Sie sind erstaunlich effektiv. Aiman Q'ands windet sich auf seinem Stuhl, um sich nach allen Seiten umzuschauen. Er verknotet die Hände ineinander. Anscheinend ist er außerstande, still zu sitzen. Madame d'Ortolan wird noch wärmer. »Fächeln, Christophe«, sagt sie über die Schulter. Schnappend öffnet sich ein großer schwarzer Spitzenfächer und fängt an, sanft an ihrem Gesicht vorbeizustreichen.

Mit glitzernden Augen lehnt sich Aiman Q'ands vor. »Madame, darf ich bemerken ...«

»Nein, Sie dürfen nicht.« Madame d'Ortolan setzt eine leicht angewiderte Miene auf. »Wir wollen uns auf das Nötigste beschränken.«

Q'ands wirkt gekränkt und schlägt die Augen nieder.
»Madame, finden Sie mich so abstoßend?«

Als würde sie auch nur einen Gedanken an diesen elenden Wicht verschwenden! »Machen Sie sich nicht lächerlich. Ich bin nur nicht besonders erfreut darüber, hier zu sein.« Ihr vielsagender Blick gleitet durch den verrauchten, höhlenartigen Saal. »Abgesehen von allem anderen üben diese Menschenmengen eine magnetische und völlig perverse Anziehung auf Bombenattentäter aus.«

»Christen?« Der rundliche Q'ands sieht leicht erstaunt aus.

»Natürlich Christen, Sie Tölpel!«

Missbilligend schüttelt Q'ands den Kopf. »Die Religion der Nächstenliebe. Wie traurig.«

Kurz streift Madame d'Ortolan der Verdacht, dass er sich über sie lustig macht. Man kann nie wissen, wie detailliert sich diese Passerines an frühere Begegnungen mit Dingen, Ereignissen und Menschen erinnern. Kann es sein, dass er sie ködern will? Schnell verwirft sie den Gedanken. »Die Religion der Eiferer«, belehrt sie ihn gereizt. »Die Religion, die ihre Märtyrer liebt, die Religion mit der Lehre von der Erbsünde, die rechtfertigt, dass Babys in die Luft gejagt werden, weil auch sie Sünder sind.« Sie stößt den Kopf nach vorn und macht eine Art trockenes Spuckgeräusch. »Eine Religion, die wie geschaffen ist für Terrorismus.«

Sie erkennt die Andeutung eines Lächelns auf Q'ands' unangenehm leuchtendem Gesicht und spürt erste Schweißperlen auf der Stirn. Sie beugt sich vor und senkt die Stimme. »Sind Sie überhaupt schon richtig umfeldverankert? So etwas weiß doch jeder Idiot.«

»Ich weiß, was ich weiß, Madame.« Anscheinend will er sich einen Hauch von Mysterium verleihen. Und die ganze

